

DER FRIEDRICHSHOF AUF DEM GRÜNEBERG

Autor: Jörg König

Der Grüneberg, der sich zwischen dem Nordosten der Stadt Trier und dem unteren Ruwertal erhebt, ist, abgesehen von ein paar wenigen Anwesen in seinem südlichen Teil, vollkommen unbebaut und unbewohnt, im Gegensatz zum nicht weit entfernten Petrisberg, auf dessen Höhen in den letzten etwa 50 Jahren sukzessive das größte und attraktivste Wohn- und Freizeitgebiet der Stadt, mit aller dazugehörigen Infrastruktur, entstanden ist und weiterhin entsteht.

Einen beträchtlichen Teil der Fläche des Grünebergs nimmt die Wehrtechnische Dienststelle 41 der Bundeswehr ein, die auf Stadtplänen und topographischen Karten als „Militärisches Sperrgebiet“ bezeichnet ist. Als ich noch bei meinen Eltern in der Nähe von Petris- und Grüneberg wohnte, war sie an Wochentagen oft unterschwellig präsent, da man das Rumoren der Panzer, die über die Straßen und durch die Schlammrinnen des Geländes rollten, sowie die Schüsse und das Geknatter von den keine zwei Kilometer Luftlinie entfernten Schießständen her vernehmen konnte.

Ich machte immer gerne ausgedehnte Spaziergänge von zu Hause aus: Ins Aveler Tal mit seinem kleinen Bach, zur Domäne Avelsbach mit dem schönen Gebäudeensemble aus Fachwerk unten im Tal und der kleinen Wohnsiedlung mit den von Weitem sichtbaren roten Dächern oben auf der Höhe. Gleich dahinter lag das Militärgelände. An Wochenenden und an Feiertagen war dort kein Betrieb; keine Fahrzeuge waren auf den Straßen unterwegs, abgesehen von den hin und wieder auftauchenden Patrouillen. An den Schießständen war Ruhe. Man konnte ungestört im Gelände herumlaufen, ohne dass es jemanden interessierte. Aber es gab auch keinen wirklichen Grund, hierherzukommen, und mir begegnete, so weit ich mich erinnere, auch fast nie jemand.

Von etwas oberhalb des Geländes, auf den Feld- und Wiesenwegen auf den Höhen bei Tarforst, kann man, wenn man zum Grüneberg hinüberschaut und genau hinsieht, ein paar Gebäude ausmachen, die sich nur unscheinbar von ihrer Umgebung abheben. Knapp unterhalb erstreckt sich ein Weinberg von Mertesdorf im Ruwertal hinauf. Als mir diese Gebäude zum ersten Mal bewusst auffielen, wurde ich neugierig und wollte sie mir mal genauer anschauen. Aber wie sollte ich dorthin kommen? Das schien gar nicht so ohne weiteres möglich zu sein. Als ich über das Militärgelände in diese Richtung ging, verschwanden die Gebäude bald wieder aus meinem Blickfeld. Ich stellte fest, dass es keinen Verbindungsweg zu ihnen gab. Also blieb mir nur die Möglichkeit, mich durch Hecken und Gebüsch zu schlagen, in der Hoffnung, irgendwie zu meinem geheimnisvollen Ziel zu gelangen. Ich fand dann auch einen Pfad, aber es war mühsam, weiterzukommen. Es war mir aber auch irgendwie klar, dass man hier eigentlich nichts verloren haben sollte, denn hier gab es nichts mehr, kein Ziel, das anzusteuern lohnenswert und der Mühe wert gewesen wäre.

Als ich aus dem Gebüsch heraustrat, sah ich die Gebäude vor mir. Eine Straße zog sich am Weinberg nach oben in deren Richtung. Von der Straße zweigte ein Weg ab, der zu den Häusern führte. Als ich den Ort erreichte, stellte ich fest, dass er unbewohnt war. Die Gebäude waren aber nicht ganz verfallen. Es gab ein Wohnhaus und große Schuppen oder Lagergebäude. Landwirtschaftliche Geräte, Reifen und andere Gegenstände lagen herum. Mir schien es so, als sei der Hof noch nicht lange verlassen. Brandspuren waren zu sehen. Ich betrat das Wohnhaus. Die Räume waren, so weit ich mich erinnere, leer. Eine noch intakte Treppe führte ins Obergeschoss. Ich ging hinauf und schaute mich um, blickte zum Fenster hinaus. DAS ist es also: Ein aufgegebener Aussiedlerhof! ging es mir durch den Kopf. Zu Hause schaute ich in den Stadtplan von Trier. Da, wo der Grüneberg eingezeichnet war, stand an einer Stelle: „*Friedrichshof*“. Jetzt wusste ich also, wie er hieß.

Ich wanderte noch manches Mal zum Grüneberg. Meistens war ich einen ganzen Nachmittag oben, ging in Richtung Norden, wo, jenseits des Militärgeländes, nur noch Wald und, auf der Hochfläche eine ausgedehnte, ungenutzt aussehende Wiesenfläche war. Ich ging ganz bis zu deren Ende, von wo aus ich unterhalb, auf der gegenüberliegenden Moselseite, den Hafen sehen konnte. Ich hätte an dieser Stelle auch hinunter gehen können, aber die Gegend da unten-das wusste ich-, war ziemlich unattraktiv, und vor allem wäre der Rückweg nach Hause viel zu weit gewesen. Lieber genoss ich es, hier oben ganz alleine zu sein, döste eine Zeitlang im hohen Gras vor mich hin. Welche Ruhe hier oben war!

Hin- und wieder ging ich auch zum Friedrichshof. Begegnet ist mir dort nie jemand. Wie gesagt: Es gab ja auch nichts, überhaupt nichts außer den verlassenen, dem Verfall geweihten Gebäuden. Auch keine Wanderwege führten hier entlang.

Es liegt nun schon einige Jahre zurück, aber ich erinnere mich: Ich lebte schon lange in Köln, aber ich war zu Hause bei meinen Eltern zu Besuch und hatte nochmal einen Spaziergang zum Friedrichshof gemacht, den ich mittlerweile schon kannte. Als ich zurückging, folgte ich irgendeinem Impuls -oder vielmehr: einer Laune- und ging dicht am oberen Rand des Weinbergs entlang durchs Gebüsch, obwohl da gar kein Weg war.

Und da auf einmal sah ich ihn! Zwei Augen starrten mich an.

Noch nie zuvor hatte ich einen Fuchs in freier Wildbahn gesehen. Der, den ich in diesem Moment erblickte, hing mit seinem Kopf nach unten an einem Stacheldrahtzaun. Mit einem seiner Hinterbeine hing er am Draht fest. Dieser hatte sich tief im Fleisch verhakt und aus einer übel aussehenden, klaffenden Wunde an seinem Knie rann unaufhörlich Blut zur Erde herab. Als der Fuchs mich sah, zappelte er hilflos, starrte mich unverwandt und angstvoll an und bellte leise. Ich war vollkommen gebannt. Was sollte ich, vielmehr: was KONNTE ich nur tun? Ich könnte versuchen, sein Bein zu fassen und probieren, ob ich es von dem spitzen Draht lösen kann. Aber ich traute mich nicht, ihn mit der bloßen Hand anzufassen. Überhaupt sollte ich ihm besser nicht zu nahekommen. Was ist,

wenn er Tollwut hat? In meiner Not nahm ich ein Taschentuch aus meiner Hose, bewegte mich auf ihn zu, umfasste das Bein mit dem Taschentuch. Sicher würde ich ihm jetzt noch mehr Schmerzen bereiten. Ich versuchte ganz leicht, das Bein anzuheben. Es war sinnlos. Er bellte jetzt lauter und sein Blick bekam einen wütenden Ausdruck. Ich gab den Versuch sofort auf. Mir fiel ein, dass ich vorhin ein Auto gesehen hatte, das etwas entfernt oben an der Straße parkte. Da könnte ich doch mal nachschauen, ob da jemand ist, den ich ansprechen könnte, in der Hoffnung, dass der- oder diejenige mir zur Hilfe kommen könnte. Ich ging hinüber... nein, das Auto war nicht mehr da. Niedergeschlagen ging ich zurück, denn mir war klar: Ich bin hier oben ganz alleine mit dem Fuchs und weiß nicht, wie ich ihm helfen kann. Nein, ich konnte nicht einfach weggehen und ihn seinem Schicksal überlassen!

Ich überlegte. Da fiel mir doch noch eine Möglichkeit ein. Ich erinnerte mich, dass unten an der Weinbergstraße, etwas oberhalb von Mertesdorf, Häuser waren. Da könnte ich hingehen, irgendwo klingeln und versuchen, Hilfe zu holen. Also ließ ich den armen Fuchs alleine und ging die Straße hinunter. Gleich am ersten Grundstück bog ich ein und klingelte an der Haustür, wobei ich mir ziemlich komisch vorkam mit meinem seltsamen Anliegen. Im nächsten Augenblick wurde mir geöffnet. Eine junge Frau stand in der Tür. Ich erzählte ihr von dem verletzten Fuchs, der weiter oben an einem Stacheldrahtzaun festhing. Ich hätte ihn bei einem Spaziergang entdeckt. Die junge Frau war sehr freundlich. *„Mein Vater ist hier Revierförster.“* sagte sie. *„Er ist gerade nicht da, wird aber bald zurückkommen. Ich sag ihm bescheid und er wird bestimmt mal nachschauen. Wo genau ist es denn?“* *„Da oben bei dem alten Gehöft.“* antwortete ich. *„Direkt zwischen Weinberg und Gebüsch, an einem Zaun, da hängt er.“* Ich bedankte mich erleichtert, dass sie mir helfen konnte.

Ich ging die Straße wieder nach oben, kehrte aber nicht mehr zu der Stelle zurück, an der der Fuchs war. Inzwischen war es Abend geworden. Als ich auf den Pfad in Richtung des Militärgeländes einbog, schaute ich immer wieder zurück, in der Hoffnung, dass etwas passieren würde. Kurz, bevor die Gebäude aus meinem Blickfeld verschwanden, sah ich ein Auto, das langsam die Straße zum Friedrichshof hinauffuhr. Ich war beruhigt. Das war offenbar der Förster. Was würde nun geschehen? Würde er den Fuchs mit einem Schuss erlegen? Oder hätte er Möglichkeiten, ihn zu befreien und sein Leben zu retten? Ich schaute und lauschte, vernahm aber nichts mehr. Nur noch Stille. Ich machte mich auf den Weg nach Hause, in der Gewissheit, etwas Richtiges und Sinnvolles getan zu haben. Aber das Erlebnis beschäftigte mich noch lange.

Seitdem bin ich nie mehr zum Friedrichshof spaziert.

Nachtrag

Später habe ich gelesen, dass alte, nicht mehr genutzte Zäune in Gebüsch und an Wald- und Wiesenrändern, die nicht entfernt wurden, ein hohes Verletzungsrisiko für

wild lebende Tiere darstellen, da sie oft kaum zu sehen sind. Häufig werden sie den Tieren zum tödlichen Verhängnis, wenn sie sich in ihnen verheddern oder an ihnen aufhängen.

Zum Friedrichshof finden sich im Internet nur spärliche, fragmentarische Informationen. Der Namensgeber war ein gewisser Friedrich von Handel, der erste weltliche Besitzer des am Hang des Grünebergs in dem Ort Mertesdorf an der Ruwer gelegenen Schloss Grünhaus, das auch ein Weingut ist. Im Jahre 1885 trug der Hof noch den ursprünglichen Namen „Forsthaus Grünhaus“ und war sowohl Forsthaus als auch Unterkunft des Schweinehirten. Auf einer Landkarte von 1915 war er als „Friedrichshof“ bezeichnet. Die Einwohnerzahl in den Jahren 1912 und 1913 betrug sechs Personen.

Mehrmals wurde der Friedrichshof von Bränden heimgesucht: 1937, 1938, 1980 und 1994. Bei dem Großfeuer im Jahre 1937 kamen 300 Schafe ums Leben. Seit 1970 ist der Hof unbewohnt, wurde aber noch weiterhin landwirtschaftlich genutzt. Der letzte Brand im Jahre 1994 wurde durch Brandstiftung von Jugendlichen verursacht. Heute ist der Friedrichshof nur noch eine Ruine.



Blick über die Siedlung

